Zeitschrift: An die zürcherische Jugend auf das Jahr ...

Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft in Zürich

Band: 65 (1863)

Artikel: Ungewohnter Weise zeigt das vorstehende Blatt uns nicht irgend einen Gegenstand aus dem weiten Gebiete der Natur und ihrer Wissenschaft, sondern das Bild eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren eben die Arbeit über sich genommen hatte [...]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-386802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An die zürcherische Jugend

auf das Jahr 1863.

Von

der Naturforschenden Gesellschaft.

LXV. Stück.

Ungewohnter Weise zeigt das vorstehende Blatt uns nicht irgend einen Gegenstand aus dem weiten Gebiete der Natur und ihrer Wissenschaft, sondern das Bild eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren eben die Arbeit über sich genommen hatte, welche dem Verfasser der gegenwärtigen obliegt. Nicht weniger als ein Vierteljahrhundert lang hat Schinz das Neujahrsstück für die zürcherische physikalische Gesellschaft abgefaßt. Wenn wir nichts als dieß Einzige von ihm wüßten, so ließe sich daraus gewiß schon mancher Schluß auf seinen Charakter und auf seine Kenntnisse machen. Wer so oft einem, mit einer gewissen Bemühung verbundenen Geschäfte sich unterzog, der muß unstreitig von Liebe zur Arbeit und Thätigkeit, aber auch von Liebe für den, zu dessen Gunsten er es that, erfüllt sein, und wohl auch einer ungestörten Gesundheit sich zu erfreuen haben, und wer immer wieder Gegenstände zu finden wußte, welche zu dem beabsichtigten Zwecke sich eigneten, dem läßt sich ebenso wenig ein reicher Vorrath von Kenntnissen absprechen, und wenn endlich ein wissenschaftlicher Verein so lange Jahre seine Vertretung vor dem Publikum Jemandem überläßt, so ist man wohl anzunehmen berechtigt, jener habe sich dadurch befriedigt gefunden. Aus einer kurzen Schilderung des Lebens und der Thätigkeit des Verstorbenen wird sich nun ergeben, ob solche vorläufige Schlüsse richtig seien oder nicht.

Heinrich Rudolf Schinz ward geboren in Zürich den 30. März 1777, als einziges Kind des sowohl um die Kenntniß verschiedener Theile der Schweiz, namentlich des italienischen Gebietes derselben, als um Verbreitung nützlicher Kenntnisse in der Landwirthschaft, um Einführung des Kleebaus u. a. m. wohl verdienten Joh. Rud. Schinz, Pfarrers in Uetikon, einer Filiale nahe bei Zürich. Den ersten Unterricht genoß der Knabe in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt, scheint aber gleich von Anfang an von der damals fast einzig eingeführten Beschäftigung mit den alten Sprachen und von der Art und Weise, wie der Unterricht darin ertheilt wurde, weniger angesprochen worden zu sein, als von der Beschäftigung mit der Natur und den mannigfaltigen Erscheinungen und Gegenständen derselben, wozu er namentlich auch durch seinen Vater auf zahlreichen Spaziergängen und frühzeitig auf kleinen und auch größern Fußreisen selbst in entferntere Theile der Schweiz angeregt wurde und die erwünschte Anleitung erhielt. Leider hatte er bereits im Jahr 1790 das Unglück, den Vater durch den Tod zu verlieren, nachdem die Mutter ihm schon 4 Jahre früher gestorben war. Der Knabe fand eine liebevolle Aufnahme bei der Schwester seines Vaters, der Gattin des nachherigen Antistes Heß. Auch hier hatte er Gelegenheit, einen ziemlichen Theil seiner Zeit für seine schon angedeutete Liebhaberei zum Sammeln von Naturgegenständen, Insekten, Schmetterlingen, Pflanzen u. s. f. und für die dazu nöthigen Ausflüge in die Umgebungen Zürichs zu verwenden, da sein Oheim durch Amts- und literarische Thätigkeit von näherer Beaufsichtigung des Neffen und seines Treibens abgehalten wurde. Doch war Letzterer bei seinen Lehrern immer ein wohl gelittener Schüler. Es mochte auch die bewegte Zeit, in welche noch ein Theil seiner ersten Studienzeit fiel, nicht gerade einem regelmäßigen ununterbrochenen Arbeiten zuträglich sein.

Vom Gymnasium ging Schinz an das zürcherische medicinische Institut über, und machte an demselben, noch ziemlich jung, im Laufe einiger Jahre den damals gewöhnlichen medicinischen Studienkurs durch und wir finden ihn dann im Jahr 1797 als Student auf der Universität Jena, nachdem er bereits einige Semester in Würzburg zugebracht hatte. Dort schloß er sich namentlich auch an Dr. Schmutziger von Aarau und den nachherigen Apotheker Pfluger aus Solothurn an, eine Freundschaft, welche erst durch den Tod, bei dem erstern schon vor einer Reihe von Jahren, bei dem letztern erst im Jahre 1860 gelöst wurde. In den Vorlesungen, welche er anhörte, beschränkte er sich keineswegs bloß auf die eigentlich medicinischen, sondern schenkte dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften seine volle Aufmerksamkeit. In Jena erwarb er sich den Doktorgrad und ging von hier nach Paris, wo er einen etwas längern Aufenthalt machte und von da etwa in dem Jahr 1798 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Hier begann er den Beruf des praktischen Arztes auszuüben. Doch mochte diese Art der Thätigkeit seinen Sinn theils weniger angesprochen haben, theils er von Anfang an nicht so, wie es ihm erwünscht gewesen, in Anspruch genommen worden sein. Immer mehr wandte er sich, zumal seine ökonomischen Verhältnisse ihm dieß gestatteten, der Naturwissenschaft, und zwar vorzugs-

weise der Naturgeschichte, und in dieser, wenn auch nicht ausschließend, der Zoologie zu, und machte die Bearbeitung derselben zum Hauptgegenstand seiner Thätigkeit. Nach der Weise seiner Zeit beschränkte er sich bei seinen Untersuchungen hauptsächlich auf die äußere Oberfläche der Geschöpfe und fühlte sich auch bei dem spätern immer vorherrschender werdenden Uebergange fast aller wissenschaftlichen Forschung zu den innern Theilen, d. h. zur anatomischen Zergliederung, nicht mehr geneigt und befähigt, mit eigener Thätigkeit daran Theil zu nehmen, wenn schon er den Erscheinungen dieser Richtung seine Aufmerksamkeit auch nicht entzog.

Ein Beweis seines frühzeitig anerkannten Eifers, wie seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften liegt wohl darin, daß er bereits im Jahr 1800 als Sekretär der zürcherischen physikalischen Gesellschaft fungirte und dann im Anfang des Jahres 1801 förmlich an diese Stelle gewählt wurde, welche schon sein Vater 12 Jahre lang bekleidet hatte und der er selbst die gedoppelte Zeit, also nicht weniger als bis in's 24. Jahr, bis 1823 vorstand. Mit welcher Ausdauer und Hingebung dieß geschah, zeigt sich gewiß daraus, daß er während dieser langen Reihe von Jahren fast in keiner einzigen Sitzung, welches doch wöchentliche waren, gefehlt hat: eine Ausdauer, welcher er auch nach seinem Abtreten von der Stelle nicht untreu wurde, so daß er in seiner Festrede zum Jubiläum der Gesellschaft im Jahr 1846 wohl Recht hatte, wenn er sich äußerte, er glaube sagen zu dürfen, daß während der 47 Jahre, während welcher er der Gesellschaft angehört, er kaum 4 Male den Sitzungen nicht beigewohnt habe, ein nachahmungswerthes Beispiel und ein würdiges Gegenstück zu seiner oben erwähnten unermüdeten Thätigkeit in Abfassung der Neujahrsstücke. Es war wohl auch hauptsächlich sein Eintritt in den obersten Gerichtshof des Kantons gewesen, welcher ihn vermochte, jene ihm lieb und so zu sagen zur Gewohnheit gewordene Secretariatsstelle niederzulegen. Diese Gewohnheit hatte ihn indeß befähigt, die Hauptsache, d. h. die Abfassung der Protokolle, sich so zu erleichtern, daß er während der Sitzung und des Vortrages selbst im Stande war, dasselbe niederzuschreiben, wobei zwar für sein vortreffliches Gedächtniß immerhin Anhaltspunkte genug sich ergaben, für andere freilich es schwerer sein mochte, sich daraus ein Bild des Inhaltes zu machen.

Aber nicht bloß auf diese Weise war er für den ihm am Herzen liegenden Verein thätig, sondern durch, man kann fast sagen im Laufe der Zeit unzählige Vorträge und Arbeiten trug er ebenfalls zur Erhaltung der Thätigkeit desselben bei. Abgesehen von den eigentlich durch ihn vorbereiteten und anerbotenen Mittheilungen, zeigte sich Schinz, wenn Mangel an einem Vortrage war, immer bereitwillig, in die Lücke zu treten und wußte aus seinem reichen Schatze von Kenntnissen oder aus dem von ihm eifrig durchforschten Gebiete der neuen Literatur oder aus der von ihm besorgten zoologischen Sammlung etwas herauszuheben, was zwar gerade nicht als Bereicherung für die Wissenschaft oder als erschöpfende Behandlung des Gegenstandes anzusehen war, darauf aber auch keine Ansprüche machte, indeß doch für die Zuhörer meist etwas Neues und Interessantes, oft nur in Notizen bestehend, darbot und nicht selten zu

manchen nicht minder interessanten Reflexionen und Beleuchtungen Veranlassung gab. Bald waren es eine oder mehrere verwandte und sich gegenüberstehende merkwürdige Species aus den verschiedenen Klassen der Thiere, bald eine Bereicherung des zoologischen Museums, bald ein merkwürdiges Naturereigniß oder auch nur eine literarische Neuigkeit, Abbildung, Reisebericht, welche er zum Vorwurf seiner Mittheilungen machte, und der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher ihm beständig etwas zu Gebote stand, konnten sich gewiß nicht viele Mitglieder erfreuen, sowie seine Willfährigkeit, sich so vielfältig zum Lückenbüßer herzugeben, gewiß großer Anerkennung werth ist und kaum Jedermanns Sache gewesen wäre.

Aehnlich verhielt es sich mit der schon mehrfach erwähnten Abfassung des Neujahrsstücks. Nach der Natur des Institutes war es hier nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung zu thun, sondern um einen kürzern Aufsatz, bestimmt theils zur allgemeinen Belehrung des Publikums, vorzugsweise der Jugend, theils zur Belebung des Sinnes für Naturwissenschaft überhaupt, und gerade diese Art der Behandlung hatte ihm von jeher zugesagt. Für Aushebung einzelner Gegenstände, Zusammenstellung von bemerkenswerthen, für's Leben nutzbaren, wenn auch nicht im engsten Zusammenhange stehenden Notizen fand er in seinem mannigfaltigen Vorrathe von Kenntnissen immer eine reichlich fließende Quelle und ließ ihn stets etwas Wissens- und Mittheilungswürdiges darin entdecken. Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, als es damit in seiner frühern Zeit bei uns noch schlecht bestellt war, Aufklärung der Menschen über manche Vorurtheile, Berichtigung von irrthümlichen Volksansichten machte er sich fast bis in die späteren Jahre, als das Bedürfniß weniger mehr vorhanden, gleichsam zur Aufgabe seines Lebens. Vom Jahr 1801 an bis zum Jahr 1844 hat er gerade 25 Neujahrsstücke verfaßt, wie oben schon gesagt. Die Gegenstände, welche er darin besprach, waren fast ausschließend zoologischer Natur, vor Allem aus der Klasse der Vögel und Säugethiere, doch einzelne auch aus derjenigen der Amphibien und Fische, eines den vorweltlichen Thieren, eines der Botanik angehörend. Von 1835 an, als unser zoologisches Museum für die in jener Zeit neu errichtete Hochschule und für den gleichzeitig in den untern Lehranstalten eingeführten Unterricht in den Naturwissenschaften mehr Wichtigkeit gewonnen hatte und von den Staatsbehörden unterstützt wurde, verband er mit einer kürzern Behandlung einer Thiergattung Berichte über den Stand und die Bereicherungen des Museums, wobei er nicht unterließ, der freigebigen Schenker ehrenvoll zu gedenken und geschickt den Wetteifer, um nicht zu sagen die Rivalität, in solcher Großmuth für sein geliebtes Schooßkind anzuregen weiß, indem er die Sammlungen anderer Schweizerstädte und ihre Reichthümer besonders in Folge ähnlicher Gaben von Mitbürgern aufzählt. Namentlich in den Jahren 1841—1844 führt er den Leser vor die mit den Merkwürdigkeiten und Seltenheiten gefüllten Schränke und gibt kurze nicht uninteressante Ueberblicke. Dabei ist nicht zu verkennen, wie sich mit der Zeit sein Gesichtskreis erweitert und er in lebendiger, fast begeisterter Weise, Schilderungen des hohen Genusses und der erhebenden Wirkung der Naturforschung für den

Menschen, sowie des praktischen Nutzens für das gesellschaftliche Leben zu geben weiß. Dabei fehlt etwa auch nicht ein kleinerer oder größerer Ausfall gegen die sogenannten Philologen, deren Suprematie im Unterrichte gegenüber den Naturforschern ihm von jeher ein Dorn im Auge gewesen, und seine Freude über die Einführung des letztern Unterrichts in die Zürcher Schulen bei der neuen Organisation derselben im Jahr 1833 sprach er am Neujahr 1834 sehr lebhaft aus, wobei auch seine politische Ansicht, ein Mittelstandpunkt, aber mit der vollsten Liberalität in Bezug auf alles, was zur Unterstützung und Förderung der Wissenschaft dienen kann, hervortritt. Noch bleibt seine erste Arbeit dieser langen Reihe zu erwähnen, ganz verschiedener Art von den bisher betrachteten, das Neujahrsstück von 1801, in welchem er seinem Vater ein Denkmal setzt, und in der die Pietät des Sohnes gegenüber dem Vater mit der Bescheidenheit, welche einem dem Hingegangenen so nahe Stehenden gegenüber dem Publikum gebührt, auf eine seltene Weise vereint sich findet, und die beiden, dem Geschilderten wie dem Schildernden, zur hohen Ehre gereicht. Nachdem er weniger die Lebensumstände als den edlen Charakter und die vielfachen Leistungen des Verstorbenen dargestellt, fährt er gegen den Schluß also fort: „Manches, was ich hätte herausheben und ihm zum besondern Verdienste anrechnen „können, ist in diesem Aufsatze nur kaum berührt. Jüngling, verwundere Dich darüber nicht. „Du hörst den Sohn von seinem Vater erzählen. Wie gerne er auch von seines Vaters Tu„genden spricht, so gebührt es sich doch, daß er davon mit Bescheidenheit spreche.“ Und auch die folgende Stelle kann ich mich nicht enthalten, weiter herzusetzen: „Lerne immer mehr Eltern „und Lehrer hochschätzen, auch wo sie Schwachheiten haben. Die Verstorbenen behalt in treuem, „liebevollem Andenken. Ehrerbietig gegen Lehrer und Eltern ist die Grundlage derjenigen „Achtung gegen Alter, Würde und Verdienst, mit welcher selbst das Wohl des gemeinen We„sens steigt und fällt, wie unsere Revolution es beweiset (er spricht im Jahr 1800). Wie oft „mußte da der Sohn an seinen noch vor ihrem Ausbruche in eine bessere Welt hinübergegangenen „Vater denken. Was hätte der nach seiner edleren und sittlichern Freiheitsliebe dazu gesagt, „wenn er solche Herabwürdigungen alles ehemaligen Verdienstes der Väter und der Lehrer „erlebt hätte? — Doch so ist er über alle diese Umwälzungen nun erhaben und kennt ein Va„terland, wie es auf Erden keines gibt. Denk, o Jüngling, oft an das Höhere und Höchste, „an das Ziel Deiner Bestimmung.“ Worte, welche, insoweit sie Grundsätze für das Handeln enthalten, gegenwärtig nach mehr als einem halben Jahrhundert und unter andern Verhältnissen nicht weniger wahr und beherzigenswerth sind und die man jetzt noch wie damals den Jünglingen zurufen und an's Herz legen kann.

An die Verdienste um die zürcherische naturforschende Gesellschaft in den angedeuteten Richtungen reiht sich noch seine Funktion als Vorstand derselben an, welche Stelle im Jahr 1834 ihm übertragen und von ihm bis in's Jahr 1846, bis nach der Feier des 100jährigen Jubiläums, beibehalten wurde, so daß er also während 36 Jahren, mehr als ein Menschenalter lang,

in den beiden wichtigen Aemtern ihr einen Theil seiner Zeit mit Lust und Freude gewidmet hat, ungerechnet die Jahre 1831 bis 1834, während welchen ihm als Vizepräsident und Quästor das mit manchem nicht gerade angenehmen Detail verbundene und seinem Wesen weniger zusagende Rechnungswesen der Gesellschaft obgelegen hatte. Wem das Loos zufiel, Vorgängern, wie Usteri und wie Horner, nachzufolgen, hatte keine leichte Aufgabe vor sich. Schinz hat sie nicht ohne Verdienst während einer Reihe von Jahren gelöst. Doch nach jenem feierlichen Anlasse, bei welchem, an der Spitze seiner geliebten Gesellschaft, ihr noch ein Denkmal zu setzen, längst ein Lieblingsgedanke für ihn gewesen war, zögerte er nicht, jüngern Kräften, welche bereit waren, an seine Stelle zu treten, Platz zu machen, nachdem er das siebzigste Lebensjahr beinahe zurückgelegt hatte.

Durch sein Verhältniß zur zürcherischen naturforschenden Gesellschaft wird man fast unwillkürlich auf dasjenige zum schweizerischen entsprechenden Vereine geführt. Die eigentliche Constituirung dieses letztern datirt bekanntlich vom Jahr 1815. Allein unserm nie ermüdenden, emsigen und kundigen Forscher auf dem Gebiete schweizerischer Naturforschung (Prof. R. Wolf) ist es gelungen, die ersten Anfänge oder wenigstens Gedanken zum Anfange bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts hinauf zu verfolgen und den Antheil, den die Zürcher und Schinz daran hatten, zu entdecken. In den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern vom Jahr 1847, S. 86 erwähnt er einer Correspondenz von Pf. Wyttenbach in Bern, in welcher derselbe unsern Schinz auf die Wünschbarkeit einer solchen schweizerischen Gesellschaft aufmerksam macht, und dieser antwortet nun unter dem 3. April 1802: „Schon lange war „eine solche Gesellschaft der sehnlichste Wunsch unserer hiesigen Freunde der Naturgeschichte, und „ich bin wirklich daran, den Plan zu einer solchen Gesellschaft zu entwerfen und ihn dann „meinen Bekannten zur Einsicht mitzutheilen u. s. f.“ Am 30. Juli d. Js. schreibt Schinz wieder an Wyttenbach: „Was den Plan zur allgemeinen naturforschenden Gesellschaft betrifft, „so haben wir Zürcher bereits etwas darüber zusammengetragen, welches ausgearbeitet werden „soll, um dann Ihnen und den Bernerschen Liebhabern der Naturgeschichte zur Untersuchung „vorgelegt zu werden.“ Demnach zeigte sich Schinz, noch ein junger Mann von 25 Jahren, als ein Hauptbeförderer des Werks und der Ausführung einer Idee, welche damals der Ungunst der Zeiten, der Kriegsereignisse im Vaterlande und der politischen Verhältnisse wegen nicht zu Stande kam. Ein im Jahr 1811 auf's Neue verfaßter Entwurf, dessen Schinz in seiner Eröffnungsrede vor der schweizerischen Gesellschaft 1841 erwähnt und den er selbst dem sel. Usteri mitgetheilt habe, blieb ohne weitere Folgen. Abgehalten, dem ersten Aufrufe von Gosse zur Zusammenkunft im Oktober des Jahres 1815 in Genf Folge zu leisten, war Schinz aber doch unter der Zahl derjenigen Männer, welche, wenn schon nicht anwesend, doch comme devant appartenir par leurs connoissances à cette société unter die Stifter der Gesellschaft aufgenommen wurden. Das Jahr 1817 sah ihn dann an der Versammlung in Zürich als Secretär

bei der Ausarbeitung der Statuten unter Usteri's Leitung thätig, worüber er selbst in der citirten Rede 1841 sich ausspricht: „Dem edlen Wyttenbach und dem schöpferischen Paul Usteri war es vorbehalten, dem begonnenen Unternehmen Bestehen und Kraft einzuflößen, ihm einen bestimmten Lebensgang vorzuzeichnen.“ Im Jahr 1826 zum Mitglied des zuerst General-Secretariat, später Central-Comite genannten leitenden permanenten Ausschusses gewählt, blieb er bis zu seinem Tode als solches in demselben, anfangs in verschiedenen Beziehungen thätig, in den letzten Jahren freilich durch körperliche Hindernisse daran gehemmt, aber sein ungeschwächtes, lebhaftes Interesse an dem Wohle und dem Gedeihen der Gesellschaft immerfort an den Tag legend. Das Jahr 1841 gewährte ihm die hohe Freude, die Gesellschaft als deren Präsident in Zürich zu begrüßen, ihre Verhandlungen zu leiten und die anwesenden Freunde und Genossen in Vaterland und Wissenschaft feiern zu können. Es waren schöne Stunden für ihn, deren Erinnerung ihm langen und reichen Genuß gewährte. Die damals vor 20 Jahren aus der Fülle des Herzens von ihm gesprochenen Worte, sie hatten ihre vollkommene Geltung, haben dieselbe jetzt und werden sie hoffentlich nach wieder 20 und abermals 20 Jahren eben so gut haben: „Alle, welche wie ich das Glück hatten, unsern Versammlungen öfters beizuwohnen, „werden der erheiternden, lehrreichen Stunden, des reinen geistigen Genusses, der herzlichen „brüderlichen Theilnahme, welche der Gesellschaft in allen Kantonen, wohin sie wanderte, zu „Theil ward, nimmer vergessen. Was kann dem Menschen reinere Freude gewähren, als all-„jährlich mit gleichgesinnten Freunden, den Mitstreitern auf dem Felde der Wissenschaft, zusammen „zu kommen, von ihnen mannigfache Belehrung zu empfangen, mit ihnen das Andenken der „Verstorbenen, die zu früh dem Vaterlande und der Wissenschaft entrissen wurden, zu feiern? — „Wo die Gesellschaft hinkam, im paradiesischen Lugano, wie bei den ehrwürdigen Vätern auf „dem St. Bernhard, dem höchsten Wohnsitze Europa's, an den Grenzen des Vaterlandes, wie „im Mittelpunkte desselben, allenthalben fanden wir eidgenössischen Sinn für Freundschaft und „Wissenschaft.“ Und weiterhin drückt er sich aus: „Wir wollen nicht vergessen, daß die Haupt-„wirksamkeit unsers Vereins eben nicht in der gründlichen Erörterung weitläufiger Abhandlungen, „sondern in der vielseitigen Weckung und Förderung naturwissenschaftlicher Bestrebungen besteht, „ein Zweck, der im freundschaftlichen Gespräche, beim heitern Mahle, auf gemeinsamen Aus-„flügen in der freien Natur vielleicht sicherer als in langen ermüdenden Sitzungen erreicht wird. „Die schweizerische Wissenschaft trägt, wie der Charakter unsers Volkes es mit sich bringt, eine „klar verständige, heitere, praktische Färbung, wodurch sie sich sowohl von den tief gelehrten als „den leicht beweglichen Formen unserer größern Nachbarn unterscheidet. Halten wir auch in „dieser Hinsicht an der Weise fest, die uns eigenthümlich ist und in welcher wir uns bisher „wohl gefühlt haben.“

Wenn irgend Jemand, so hatte Schinz das Recht, von dem Glück zu sprechen, häufig an den Versammlungen der Gesellschaft Theil genommen zu haben. Kaum ein anderes Mitglied

kann sich dessen in gleichem Maße rühmen. Mit Stolz blickte er darauf zurück, daß von der ersten Zusammenkunft des wirklich constituirten Vereines im Jahr 1816 bis zum Jahr 1852, also im Verlaufe von 36 Jahren, er nur Ein Mal nicht beigewohnt habe, mit Bedauern, daß dieß gerade auf dem großen St. Bernhard habe sein müssen. Neben einer glücklichen, unabhängigen, äußern Stellung und einer ungestörten Gesundheit bedarf es gewiß eines lebhaften Interesses zu einer solchen nie aussetzenden Theilnahme, einem entsprechenden Pendant zu seiner Assiduität für die zürcherische naturforschende Gesellschaft. Seiner oft gethanen Aeußerung werden aber gewiß manche aus Erfahrung beistimmen, daß eben die vieljährige Theilnahme ihm die Versammlungen lieber und genußreicher, ja fast zum Bedürfniß gemacht habe. Möchten viele Mitglieder eben dahin gelangen und sich bewogen finden, nicht in jedem kleinen Hindernisse einen Abhaltungsgrund zu erblicken; dann werden auch ihnen die Zusammenkünfte zu wahren Festen werden. Schon allein sein regelmäßiges Erscheinen gäbe ihm einen gerechten Anspruch auf die anerkennende Erinnerung von Seite seiner Collegen, und von der ältern Generation werden gewiß viele sein Andenken in dankbarer, wohl Alle in freundlicher Erinnerung behalten. Denn wenigen von denen, welche in dem ersten Vierteljahrhundert einige oder auch nur ein Mal den Versammlungen beigewohnt haben, wird der Name Schinz und die frische Persönlichkeit mit jugendlicher Rührigkeit und lebendiger Theilnahme an Allem unbekannt geblieben sein. Doch nicht bloß durch persönliche Gegenwart legte Schinz sein Interesse an den Tag. Wenn wir die Namen derjenigen, welche Vorträge gehalten, durchgehen, so finden wir kaum einen Namen häufiger als den seinigen. Von 1823 bis 1827 fehlt der seinige nie, dann eine Pause bis 1833, und von hier an wieder beinahe ununterbrochen bis 1847 oder 1848. Begreiflich, daß fast ohne Ausnahme die Zoologie und Petrefaktenkunde das Gebiet war, auf welches er seine Mittheilungen beschränkte, bald nur einzelne Species betrachtend, doch auch allgemeinere Themata behandelnd, wie z. B. die Synopsis mammalium, den Nutzen einer Fauna helvetica, Beiträge zur Kenntniß der Sitten der Vögel, über Systemsucht, welcher Aufsatz vielleicht richtiger betitelt würde: über die Zersplitterungssucht vieler neuern Naturforscher, besonders der Zoologen, d. h. Sucht, die Gattungen in eine Unzahl von Species zu zersplittern. Hier wie in manchen andern seiner literarischen Arbeiten liefert er neben dem vollständigen Beweise einer umfassenden Kenntniß in diesem Theile der Naturgeschichte und eines seltenen, treuen Gedächtnisses sein Glaubensbekenntniß über die Systeme in der Naturgeschichte, welche er hauptsächlich dazu bestimmt hält, die Gegenstände in einer gewissen Ordnung zusammenzustellen, und die er um so höher schätzt, je mehr sie das Auffinden der Dinge erleichtern, daher es ihm auch ziemlich gleichgültig erscheint, welches System man befolge, und darum eben ist ihm die Gattungsmacherei sowie das Verfertigen neuer Namen verwerflich, weil dadurch jenes nur erschwert wird. Verschiedene Vorschläge, welche er zur Abhülfe dieser Uebelstände macht, sind allzusehr

auf Fügsamkeit und Nachgiebigkeit der Menschen, und zwar der Gelehrten berechnet, um auf einen praktischen Erfolg hoffen zu dürfen.

Auch der Todten und ihrer Verdienste hat Schinz vor der Gesellschaft gedacht, in Nekrologen das Andenken Hs. Casp. Horners, des Weltumseglers, des Neffen Ludw. Horner, des Reisenden auf Java und Borneo, Dürler's, des ersten Besteigers des Tödi, gefeiert. Endlich, wie wenn er in der oben citirten Schilderung der Wirksamkeit und des Charakters der Schweizerischen Naturforscher und ihrer Zusammenkünfte sich selbst zum Vorbilde genommen, darf in einem Bilde von ihm als Theilnehmer an den Versammlungen, wenn es wahr und vollständig sein soll, die Heiterkeit, der Frohsinn, das Behagen nicht fehlen, welches sich in seinem ganzen Sein und Wesen abspiegelte. Selten in den Jahren seiner Kraft ging ein Festmahl vorüber, an dem er sich nicht, das Glas in der Hand, zu einem Trinkspruche erhob, und wenn auch nicht gerade ein schwungvoller Redner, riß doch wiederholt das Originelle und Treffende seiner Rede die Hörer zu stürmischem Applaus hin.

Wenn wir bisher den Verstorbenen in seinem Verhältniß zu den beiden naturwissenschaftlichen Vereinen, dem Schweizerischen und dem Zürcherischen, betrachtet haben, wobei natürlich das Meiste auf seiner unmittelbaren persönlichen Thätigkeit beruhte, mit ihm dahin ging und nach seinem Abtreten nur noch in der Erinnerung bestand, so hat er sich dagegen ein bleibendes Denkmal unermüdeter und verständiger und wohl berechneter Arbeit in der Zürcherischen zoologischen Sammlung gestiftet. Sie war bis auf eine gewisse Zeit sein Werk, er hat sie aus Nichts, man möchte fast sagen mit Nichts geschaffen, wenigstens nach dem Verhältniß des Vorhandenen zu den Mitteln, die ihm officiell zu Gebote standen. Noch aus dem vorigen Jahrhundert hatten sich in der der naturforschenden Gesellschaft angehörenden sogenannten Naturaliensammlung auch einzelne Stücke aus dem Thierreiche befunden, und aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts liest man in den Rechnungen von 20, 30, 40 Franken, welche in einzelnen Jahren zu gelegentlichen Ankäufen neuer sich darbietenden Stücke verwendet wurden. Jetzt von den Zwanziger Jahren an wußte sein beharrlicher Eifer und eine gewisse daraus hervorgegangene, übrigens ganz uneigennützige Zudringlichkeit von seiner Seite das Interesse einzelner generösen Privaten und auch verschiedener Vereine zu wecken, daß zu Gunsten des zoologischen Museums Schenkungen bald in natura, bald in Geld zu freier Verfügung für ihn gemacht wurden. Schinz war ein gewandter Sammler, hatte überall seine Verbindungen, verstand den Tauschhandel aus dem Fundament, war allgemein auch als Käufer bekannt, so daß ihm von nah und fern dergleichen Sachen zugebracht wurden, und es ihm gelang, im Laufe von etwas mehr als 12 Jahren eine Sammlung herzustellen, welche damals mit allen in der Schweiz rivalisirte, wo nicht die meisten in Manchem übertraf. Nach dem von ihm gegebenen Verzeichnisse bestand die Sammlung bereits im Jahr 1833 aus 1490 Wirbelthieren und über 4000 wirbellosen Thieren. Unzählbar sind gewiß die Stunden, welche er aus freien Stücken, von seiner Liebhaberei

zur Sache getrieben, für Herstellung und Instandhaltung der Sammlung aufgewendet hat. Bis zum Jahr 1835 war das Meiste von ihm eigenhändig ausgestopft worden, und erst jetzt ward es möglich, daß ihm eine helfende Hand beigegeben wurde, und es darf bei Anlaß des Zürcherischen zoologischen Museums gewiß mit vollem Recht des tüchtigen Beistandes hier gedacht werden, welcher ihm durch den seit jener Zeit bis gegenwärtig noch an der Anstalt angestellten Gehülfen, C. Widmer, für dieselbe zu Theil wurde. Die aufrichtige, treue Anhänglichkeit, welche dieser während der langen Reihe von Jahren ihres Zusammenarbeitens unserm Schinz und auch dann noch, als letzteres aufhören mußte, immerfort, bis an seinen Tod und darüber hinaus bewahrt hat, spricht eben so sehr für die Güte, mit welcher Schinz seine Untergebenen behandelte, als die Achtung, mit welcher Herr Widmer der Thätigkeit und der Arbeiten seines Vorgesetzten auch jetzt noch bei in mancher Beziehung fortgeschrittener Fertigkeit und Geschicklichkeit gedenkt, einen sprechenden Beweis für den Eifer und die Kenntnisse von Schinz abgibt. Nach Errichtung der Hochschule traten für das Museum bessere Zeiten in Bezug auf die darauf zu verwendenden Geldkräfte ein, in Folge eines jährlichen Beitrages von Seite der Erziehungsbehörde, bis endlich im Jahr 1837 die naturforschende Gesellschaft das ganze zoologische Museum an den Staat um die Summe von 4000 Fr. abtrat, nachdem wenige Jahre vorher die fast vollständige, aus mehr als 700 Stücken bestehende Sammlung inländischer Vögel, Nester und Eier, welche unser Schinz aus eigenen Mitteln im Laufe vieler Jahre, wohl seit Anfang des Jahrhunderts an, zusammen gebracht und jetzt der Gesellschaft zum Kauf angetragen hatte, um mehr als 4500 Fr., zum großen Theil aus freiwilligen Privatbeiträgen angekauft und dem Museum einverleibt worden war. Die Besorgung behielt Schinz als Conservator noch eine lange Reihe von Jahren bei, dem Institute, als seinem Liebling und Kleinod, einen nicht geringen Theil seiner Zeit widmend und dabei des immerwährend fröhlichen Gedeihens und Blühens seiner Pflanzung sich freuend. Sammeln war seine Liebhaberei, und wie er hier die concreten Gegenstände in langen Reihen und geräumigen Kasten zusammen zu stellen und zu ordnen sich freute, so verhielt es sich gleichsam auch auf dem abstrakten Gebiete des Wissens, und schon vielfach ging aus dem Mitgetheilten hervor, welch' einen fast unerschöpflichen Schatz der mannigfaltigsten Kenntnisse aus dem gesammten Gebiete der Naturwissenschaften er sich in seinem Gedächtnisse angesammelt, um sie auch dort zu gelegener Zeit hervor zu holen, wie er es mit den auf den Repositorien neben einander gereihten ausgestopften Thieren so häufig mit Freude und Stolz gethan hat.

Von seinen Kenntnissen fing er frühzeitig an vielfachen Gebrauch zu literarischen Arbeiten zu machen. Mehrere derselben haben im Laufe der Zeit eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung gewonnen und waren zu ihrer Zeit als wirklich großartige Unternehmungen zu betrachten. Zuerst gab er im Jahr 1809 in Verbindung mit dem Botaniker Römer eine Naturgeschichte

der in der Schweiz einheimischen Säugethiere heraus (für Kenner und Liebhaber bestimmt); im Jahr 1815 mit Prof. Meißner „die Vögel der Schweiz"; 1819 begann er die Beschreibung und Abbildung der künstlichen Nester und Eier der in der Schweiz und Deutschland brütenden Vögel, welche aber, wie er im letzten Hefte selbst sagt, nur wenige Abnehmer fand und deßwegen aufgegeben werden mußte, aber doch bis auf jene Zeit die vollständigste Sammlung war und bis auf sehr wenige (3) Ausnahmen aus lauter Originalen bestand. Im Jahr 1829 erschien das Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, und im Jahr 1834 die zweite Auflage davon als Handbuch der Naturgeschichte. Daran schließt sich, der Tendenz und der Bearbeitung nach, die im Jahr 1842 herausgegebene Beschreibung des Kantons Zürich unter dem Titel: „Der Kanton Zürich in naturwissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Beziehung dargestellt. Ein Handbuch für Schulen sowie zur Belehrung und Unterhaltung für jedes Alter." Sein Zweck geht eben, wie er sich in der Vorrede ausspricht, dahin, die Naturprodukte und ihre Beziehungen zu unsern Bedürfnissen kennen zu lehren, täglich vorkommende Naturereignisse zu beleuchten und so Aberglauben und Vorurtheilen, welche noch weiter verbreitet und tiefer eingewurzelt bei uns seien, als man nicht glaube, entgegen zu arbeiten. Dazu ist insbesondere in der letzt genannten Schrift ein eigener Abschnitt, betitelt: Aberglauben, bestimmt. Mit dem Volke und seiner Anschauungsweise bekannt, weiß er sich in einfacher, leicht verständlicher Weise seinen Lesern anzupassen und sie zu belehren, ohne sie durch systematisch vollständige Behandlung des Gegenstandes zu ermüden. In beiden Schriften tritt dann noch neben der Mannigfaltigkeit seines Wissens im theoretischen Theile der Naturwissenschaften auch seine Kenntniß in einem praktischen Fache, in der Landwirthschaft, zu Tage. Freilich hatte er sich dieselbe auf eigene Unkosten durch mehrjährigen Betrieb eines Gutes in der Nähe der Stadt Zürich erkauft, welcher begreiflicher Weise kein gewinnbringender gewesen war. Als eine, dem Laien wenigstens auffallende, vielleicht nach 20 Jahren wohl nicht mehr passende Bemerkung von ihm, mag folgendes hier einen Platz finden, daß die Landwirthschaft im Kanton Zürich noch ziemlich zurück sei, und zwar vorzugsweise da, wo sie den Hauptnahrungszweig ausmache, gegenüber den Gegenden, wo zugleich Fabrikdienst stattfindet. Schon vorher, vom Jahr 1824 an, hatte er Abbildungen aus der Naturgeschichte für den Schul- und Privatunterricht mit 29 Tafeln für das Thierreich und 12 Tafeln für das Pflanzenreich angefangen herauszugeben; 2. Aufl. 1840, und gleichzeitig dann sein großes Kupferwerk: Naturgeschichte und Abbildungen der Menschen, Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische mit fast 500 Abbildungen in 5 Bänden folio, von denen einzelne 2 und 3 Auflagen, man sollte denken zum großen Vortheil sowohl des Verfassers als des Verlegers, erlebt haben. Doch schon der wiederholte Wechsel des letztern läßt das Gegentheil vermuthen, und das Ganze soll nicht ohne beträchtliche ökonomische Einbuße des erstern zu Stande gekommen sein. Daß von den mehr eigentlich wissenschaftlich gehaltenen Monographien der Säugethiere mit Abbildungen nach der Natur und den vorzüglichsten wissenschaftlichen Werken

nur etwa 13 Hefte erscheinen konnten, 1845—1852, doch mit mehr als 60 Tafeln, ist begreiflich, und daß sie ihm manchen Verlust und viel Verdruß brachten, außer Zweifel.

Alle die angeführten Arbeiten sollten, wie schon der Titel zeigt, sämmtlich dazu beitragen, die naturgeschichtlichen Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten, sie gleichsam zum Gemeingute zu machen. Es sind deßwegen auch mit sehr wenigen Ausnahmen keine selbstständigen Bearbeitungen der Wissenschaft auf Bereicherung und Förderung derselben berechnet, sondern das Vorhandene in eine Form gebracht, in welcher es dem Publikum nicht bloß verständlich, sondern angenehm und unterhaltend zu werden geeignet sei. Daß er den Ton und eine richtige Auswahl zu treffen wußte, dafür spricht wohl das Erscheinen mehrfacher Auflagen, somit der bedeutende Absatz, welchen die Kupferwerke gefunden haben mußten. Mit jenem Bestreben den bis dahin zurückgesetzten naturgeschichtlichen Unterricht in die Schulen eingeführt zu sehen, war dann, wie schon oben gesagt, eine Art Geringschätzung der classischen Studien verbunden, deren überwiegende Begünstigung in den frühern Unterrichtsplänen der zürcherischen Schulen gar oft den Gegenstand seines Tadels ausmachte und ihn wiederholt zu etwas lebhaften Aeußerungen seiner Mißbilligung und dadurch zu Collisionen oder Conflikten mit den Humanisten führte. Dieses Thema wurde von ihm mehrfach öffentlich besprochen, wie z. B. in seiner Rede bei Eröffnung des Curses am technischen Institute im Jahr 1830, in der Festrede im Jahr 1846, auch in Neujahrsstücken, und zwar mit einer Wärme, welche an Animosität streifte. Die erwünschteste, nicht gesuchte, sondern officielle Gelegenheit bot ihm jene Eröffnungsrede dar, und er schildert daher auch dort mit großer Ausführlichkeit und in mancherlei Detail eingehend die Vortheile, welche aus der Kenntniß der verschiedenen Naturwissenschaften, der Physik und der Chemie und besonders der Naturgeschichte (dieser göttlichen Wissenschaft, wie er sie irgendwo nennt) für die technischen Berufsarten in allen Richtungen hervorgehen und wie sie die mannigfachste praktische Anwendung finden. Obschon er aber bei der Erwerbung von Kenntniß der Natur hauptsächlich den praktischen Nutzen und die Anwendung derselben auf's Leben im Auge hatte, wußte er dieselben doch auch aus einem höhern Gesichtspunkte aufzufassen. So in der erwähnten Rede am Jubiläum der naturforschenden Gesellschaft 1846. Nachdem er Haller's Worte: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist", citirt hat, schließt er: „Das „Forschen nach ihren Geheimnissen hebt den Geist empor zu dem ewigen Urquell der Dinge, „denn es enthüllt uns die Wunder der Schöpfung," und ähnlich an andern Stellen.

Von rein wissenschaftlicher Natur, aber doch in eigenthümlicher Richtung waren zwei noch zu erwähnende Werke von Schinz: Europäische Fauna, oder Verzeichniß der Wirbelthiere Europa's, 2 Bde., Stuttgart 1840; und: Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere, oder Synopsis mammalium nach dem Cuvier'schen Systeme, 2 Bde., Solothurn 1844 u. 1845. Vorausgegangen diesen Arbeiten war die Uebersetzung des Werkes von Cuvier: Das Thierreich eingetheilt nach dem Bau der Thiere, mit vielen Zusätzen versehen, in 4 Bänden,

Stuttgart 1821—1824, und im Jahr 1837 in den Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaft eine Fauna helvetica, oder Verzeichniß der in der Schweiz vorkommenden Wirbelthiere. Der Sammler, seine Liebhaberei für das Sammeln, und das Bestreben, dieses möglichst zu erleichtern, spricht sich darin unverholen aus: nach welchem Systeme man die Dinge zusammenstelle und namentlich das Neue einrangire, sei ziemlich gleichgültig, wenn man nur das Neue kenne, und je mehr das System Leichtigkeit gewähre, die Sachen zu finden, desto vorzüglicher sei es. Es gehörte gewiß nicht geringer Fleiß dazu, verbunden mit umfassender, durch unausgesetztes Studium erworbener und durch sorgfältige Beachtung aller neu erscheinenden Werke unterhaltener Kenntniß, um Werke, wie die angeführten, je in 2 Jahren zu vollenden. Er thut sich auch in der Vorrede etwas darauf zu gute und fürchtet keineswegs eine billige Kritik, fordert sie gleichsam heraus. Neben mehreren Aufsätzen in den Denkschriften und Verhandlungen der genannten Gesellschaft erwähnen wir noch einer kleinen Arbeit von ihm aus früherer Zeit, der einzigen, so viel uns bekannt, in diesem Gebiete: Etwas über ansteckende Krankheiten und das Nervenfieber insbesondere, Zürich 1814. Veranlaßt durch die damals in Zürich herrschende Krankheit und zu allgemeiner Belehrung und Beruhigung bestimmt, ist sie nicht als wissenschaftliche, sondern als populäre Arbeit zu betrachten.

Begreiflich ist nach dem mehrfach Gesagten, daß bei seiner innigen Ueberzeugung von den Vortheilen und der Nothwendigkeit der Verbreitung der Naturkenntnisse, zumal durch Unterricht in den Schulen, er auch selbst sich bemühte und die Gelegenheit suchte, auf diesem Wege dem von ihm angestrebten und ersehnten Ziele näher zu kommen, und wir wollen ihn nun noch in seiner Thätigkeit als Lehrer betrachten. Schon im Jahr 1804, bei einer Reorganisation des medicinischen Institutes, war er unter die Zahl der Lehrer desselben aufgenommen und auch zugleich mit dem Sekretariate betraut worden, welch letzteres er bis zum Jahr 1810, in dem ihm das Präsidium übertragen worden, versah. Ununterbrochen bis zur Aufhebung der Anstalt im Jahr 1833 hielt er Vorträge an demselben und zwar fortwährend über Naturgeschichte und eine lange Reihe von Jahren über Physiologie. Die vielfach noch bis in die spätesten Jahre sich aussprechende dankbare Anhänglichkeit seiner Schüler zeigte unverkennbar, daß sie sich von ihm und seinem ganzen Wesen angesprochen und durch die erhaltene Belehrung befriedigt fühlten, und wenn die Aufgabe des Lehrers eben so sehr diejenige ist, anregend auf die Zuhörer einzuwirken, sie zu eigenem Denken und Forschen anzuregen, als gerade die Wissenschaft in möglichster Vollständigkeit und möglichst systematischer Form und Folgerichtigkeit gleich dem Buche darzustellen, so war Schinz nach damaliger Zeit und Umständen seiner Aufgabe gewachsen, und wenn es eben so wichtig ist, beim Schüler Eifer für das Studium zu wecken, als ihm gerade alle Einzelnheiten vorzuführen, so war die unverkennbare Liebe des Lehrers zur Sache in Verbindung mit einem gewinnenden, Zutrauen erregenden Benehmen unstreitig dazu geeignet und seine Erfolge in dieser Stellung recht erfreuliche. Auf Mittheilung neuer For-

schungen und auf Erweiterung der Wissenschaft machte er keinen Anspruch, aber mit den Fortschritten und Bereicherungen derselben versäumte er nicht sich selbst und seine Zuhörer bekannt zu machen.

Nur kurze Zeit, bloß wenige Jahre, etwa 1806 bis 1807, hatte Schinz an der hiesigen Töchterschule naturgeschichtlichen Unterricht ertheilt, und es ist für den, welcher seine Individualität kannte, leicht begreiflich, daß er auch das Interesse eines solchen Kreises von Lernenden in Anspruch zu nehmen vermochte, so daß noch manche dieser Schülerinnen in spätern Jahren sich dessen, was er sie gelehrt, mit Vergnügen erinnerten.

Mit dem Aufhören des medicinischen Institutes und der Errichtung der Hochschule ging er als außerordentlicher Professor der Naturgeschichte über an die philosophische Facultät der letztern und übernahm zugleich die Stelle als Lehrer der Naturgeschichte an der obern Industrieschule und am obern Gymnasium. Doch dies letztere war nicht das geeignete Feld für seine Art und für seinen Sinn, wohl auch nicht mehr für sein Alter, das den 60en entgegen rückte. Es widerstrebte ihm durch strengen Ernst und straffes Anziehen der Zügel diejenigen im Geleise zu erhalten, deren allzu jugendlicher Sinn sie aus demselben hinaus trieb, und so trat er im Jahr 1837 wieder von dieser Stelle zurück. Bis zu seinem Tode hingegen verblieb er in der Reihe der Professoren der Hochschule als ehrwürdiger Senior derselben.

Zwar nicht als Lehrer, doch als Mitgied der Vorsteherschaft hatte er auch dem technischen Institute seit dessen Errichtung im Jahr 1826 angehört, im Jahr 1830 das Amt eines Präsidenten bekleidet und den Curs dieses Jahres mit der oben erwähnten Rede über die Vortheile oder vielmehr die Nothwendigkeit der naturwissenschaftlichen Kenntnisse für die einschlägigen Berufsarten eröffnet. Als mit dem Jahr 1833 an die Stelle dieser Privatanstalt die obere Industrieschule trat, nahm jene Stellung natürlich ebenfalls ein Ende.

Ebenfalls nicht als Lehrer, aber doch als Leiter und Beaufsichtiger brachte ihn sein Beitritt zu den Aufsehern der sogenannten Knabengesellschaft mit dem jüngern Geschlechte in Berührung, und auch hier bewährte sich theils sein Talent mit jungen Leuten auf freundliche Weise umzugehen und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen, theils seine Gefälligkeit, Freundlichkeit und Geneigtheit, an jugendlichen Spielen noch Theil zu nehmen, seine Geschicklichkeit, die Aufmerksamkeit derselben durch Mittheilung interessanter Notizen und Erzählungen aus seinem Lieblingsfach zu fesseln, sein Bestreben, die Freude an der Natur und ihren Gegenständen zu wecken, so daß die Theilnehmer an jenen Gesellschaftsabenden ihm auch jetzt ein liebreiches Andenken schenken.

Als Beweis der mannigfachen Leistungen, zu welchen Schinz geneigt war und befähigt gehalten wurde, mag anzusehen sein, daß er vom Jahr 1816 bis 1823 die Stelle eines Bezirksarztes des Bezirkes Zürich bekleidete, an welche freilich damals noch geringere Ansprüche gemacht wurden, und dieselbe zur Befriedigung seiner Oberbehörde versah. Sie machte für ihn gleichsam

den Uebergang in eine Sphäre, welche mit seiner gewohnten und mit seiner Lieblingsthätigkeit einen bedeutenden Contrast bildete. Im letztgenannten Jahre trat er nämlich in den höchsten Gerichtshof des Kantons, in's Obergericht, ein, trat damit natürlich von seiner Bezirksarztstelle zurück und ohnehin mußten die neuen und ungewohnten Verhältnisse und Beschäftigungen des erlangten Amtes seine Zeit gar sehr in Anspruch nehmen. Doch die streng geregelten Formen, in welchen die Jurisprudenz sich zu bewegen hat, und die logische Consequenz in den Schlußfolgerungen, an welche sie gebunden ist, mochten seinem Wesen weniger zusagen und wollten ihm auch nie recht geläufig werden, so daß er gewissermaßen nicht ungern im Jahr 1833 wieder ausschließlich zu denjenigen Gegenständen zurückkehrte, mit denen er sich von jeher beschäftigt und die er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, zur Natur und ihrer Wissenschaft. Ihr blieb er von da an ohne Unterbruch getreu. Nur wenige Jahre war er noch, wie oben bemerkt, in amtlicher Stellung als Lehrer der Naturgeschichte an der Kantonsschule thätig, und als das Jahr 1837 ihn auch dieser enthoben hatte, so blieb ihm vom 60sten Jahre an bei so ungeschwächten Kräften, wie es selten dem Sterblichen in diesem Alter vergönnt ist, freie Muße, sich jenen naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Die Honorar-Professur an der Hochschule nahm ihn nicht sehr in Anspruch und stand mit dieser Thätigkeit in nächstem Zusammenhange. Die bereits erwähnten literarischen Arbeiten waren die Früchte derselben und die Besorgung des zoologischen Museums nahm einen andern Theil seiner Zeit in Anspruch, so daß es ihm nie an erwünschter Beschäftigung fehlte. Außerdem wurden viele seiner Stunden durch zahlreiche anderweitige Stellungen, wie Theilnahme an wissenschaftlichen, gemeinnützigen, wohlthätigen, allgemein Schweizerischen und cantonalen, auch bloß gesellschaftlichen Vereinen, an staatlichen, politischen und kirchlichen Bezirks- und Gemeindsbehörden, zu denen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berufen hatte, ausgefüllt. Thätigkeit war ihm angeboren und bis in sein hohes Alter konnte man ihn schon am frühen Morgen in seinem Garten, wenn auch nicht seinen Kohl bauen, doch seine Pflanzen und Blumen besorgen, begießen, aufbinden, behacken und drgl. erblicken; und umgekehrt, wer spät in der Nacht bei seinem ländlich freundlich gelegenen Wohnhause vorbeiging, hätte nicht selten noch das einsame Licht schimmern gesehen, bei dessen Schein er oft bis gegen Mitternacht seine Lectüre emsig fortzusetzen die Gewohnheit hatte. Während des Tages war es ihm eine angenehme Unterhaltung und zugleich erwünschte Gelegenheit zur Beobachtung, Thiere (Vögel u. a.) in seinem Zimmer um sich zu haben und sich selbst ihrer anzunehmen und sie zu füttern u. s. f.

Neben der Thätigkeit war auch Geselligkeit ein Hauptzug in seinem Charakter. Daher schlug er es kaum ab, wenn er aufgefordert wurde, Theil an Vereinen zu nehmen, trat von freien Stücken einer nicht geringen Zahl derselben bei und zwar sehr verschiedener Natur und nicht bloß dem Namen nach. Es machte ihm Freude, den Zusammenkünften beizuwohnen, er liebte es, Bekanntschaften zu machen, zu pflegen, zu erneuern, und bewegte sich mit Lust in

diesem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten. Er setzte daher die Theilnahme an solchen Versammlungen sogar noch fort, als die abnehmenden körperlichen Kräfte es mehr oder weniger bedenklich erscheinen ließen.

Von jeher der Freiheit des Denkens zugethan, gehörte er zu denen, welche auch im bürgerlichen Leben einer vernünftigen Freiheit huldigten, und eben so sehr war es die Gleichheit aller, welche er festhielt und auch ausübte. Abhold blieb er den Vorrechten irgend welchen Ortes oder irgend welcher Classe von Personen, mochte er auch selbst den früher Bevorzugten angehören und sich selbst und seinen Genossen durch Befolgung jener Grundsätze scheinbaren Nachtheil zufügen. Vor manchen seiner Meinungsgenossen hatte er dann die ehrenwerthe Gesinnung voraus, daß er die von ihm und für sich verlangte Freiheit auch andern zu gestatten unbefangen genug war, daß er abweichende Ansichten ertragen konnte, und bei aller Lebendigkeit, bei allem Feuer, das ihn durchdrang, sich doch nicht zu Geringschätzung oder zum Zwange gegen andere verleiten ließ. Dieser Enthusiasmus trat noch besonders in zwei Richtungen zu Tage; erstens in einem begeisterten Patriotismus für sein gesammtes theures Vaterland und für alles, was dasselbe betraf. Wenn er in ganz früher Zeit von Jena aus, als er das Vaterland bedroht glaubte, gegen einen Altersgenossen auf einer andern deutschen Hochschule seinen Entschluß aussprach, mit den Waffen dem bedrängten Heerde zu Hülfe zu eilen und den Landsmann zu gleichem Unternehmen anzufeuern versuchte, so wäre er auch später für Aehnliches bereit gewesen. Nicht minder war Fortschritt gleichsam ein Losungswort von ihm. Das Neue hatte für ihn einen ausnehmenden Reiz, und seine lebhafte Phantasie malte ihm die Wichtigkeit und die dadurch zu gewinnenden Vortheile so aus, daß er darüber die Kritik etwa in den Hintergrund treten ließ. Erwerbung neuer Kenntniß, Bekanntschaft mit neuen Entdeckungen und Erfindungen, aber nicht weniger praktische Benutzung und Anwendung derselben war sein Streben und sein Bemühen. — Eine specielle Aufzählung dessen, was er in anderer als naturwissenschaftlicher Richtung geleistet, gehört nicht hierher, bloß eine allgemeine Charakteristik seiner geistigen Natur, welche hier wie dort seinem Thun zum Grunde lag. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß nämlich einer Organisation, deren Auge für das Ebenmaß der Formen und die Schönheit und Harmonie derselben so viel Empfänglichkeit besaß, dagegen der Sinn für die Harmonie der Töne versagt war. Musik ließ ihn mindestens gleichgültig, wenn er sich dadurch nicht sogar unangenehm berührt fühlte.

Empfänglich, wie er war, für die Schönheiten der Natur sowohl im Großen als im Kleinen, gehörten Spaziergänge in den herrlichen Umgebungen seines l. Zürich zu den angenehmsten Erholungen für ihn, und noch bis über die 70 hinaus war das Besteigen des Uetliberges kaum als eine Strapatze für ihn zu betrachten.

So kam das Jahr 1819 heran und im Laufe desselben ein unverkennbarer, wenn auch schwacher apoplektischer Anfall. Mit einer Fassung, mit einem Gleichmuth, wie man sie selten

findet, betrachtete, ja scherzte er über denselben, er, der Arzt, er, dessen Gesundheit während 7 Decennien kaum je getrübt worden war, von dem man mit Recht sagen konnte, er sei immer der gleiche, er werde gar nicht alt. Doch seine treffliche Constitution bewährte sich auch hier: er erholte sich, was die Bewegung betrifft, wieder fast vollständig, so daß der liebe Uetliberg noch einige Male ohne großen Anstoß auf's Neue bestiegen, das letzte Mal freilich nur mit großer Anstrengung, Mühe und Beschwerde heruntergestiegen werden konnte. Den Versammlungen der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft hat er 1850 und 1851 in Aarau und Glarus beigewohnt, ja selbst 1852 ließ er sich von derjenigen im fernen Sitten nicht zurückhalten, und vielleicht noch später mag er an den im Kanton abgehaltenen Congressen der Zürcherischen medizinischen Gesellschaft Theil genommen haben. Aber das Loos des Altwerdens hatte nun auch ihn und zwar mit ziemlich raschem Schritte ereilt. Namentlich vom Jahr 1854 an nahm die Fähigkeit der Bewegungen mit den untern Extremitäten, das Gehen, in einem Maße ab, daß der, welcher den greisen Freund, beide Hände fest auf den Tisch gestützt, mit höchster Anstrengung langsam einen Fuß vor den andern schiebend und schleppend, erblickte, sich mehr beängstigt und beklommen fühlte, als der Leidende selbst, welcher jene Versuche zu wiederholen nicht entmuthigt wurde und mit einer gewissen Hartnäckigkeit lange Zeit auch hierin noch möglichste Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu behaupten bestrebt war, mochte dieß auch etwa mit einem kleinen Unfall oder Umfall erkauft sein. Er verschmähte die Hülfe und Unterstützung, welche ihm mit kindlicher Zuvorkommenheit nicht nur anerboten war, sondern welche ihm aus leicht begreiflicher Aengstlichkeit zu eigener Beruhigung fast aufzudringen seine Angehörigen sich nicht enthalten konnten. Denn wenn er auch bereits in dem Jahre seines ersten Anfalles von Apoplexie das Unglück gehabt hatte, seine natürlichste und liebevollste Pflegerin, eine treue, bis ganz nahe an die goldene Hochzeitsfeier mit ihm verbundene Lebensgefährtin durch den Tod zu verlieren, so sprach sich doch in seinen nächsten häuslichen Umgebungen (Tochter und Tochtermann) nur das lebhafte Bedauern aus, daß der Vater das, was man sich freuen würde zu leisten, zurückweise. Noch lange, nachdem ihm der Gebrauch der Füße schon versagt war, ließ er sich noch bisweilen nach der Stätte seiner vieljährigen Thätigkeit, dem zoologischen Museum hintragen, um sich wenigstens an dem Anblick zu erfreuen, sich dabei und darüber mit seinem treuen Gehülfen unterhalten und für Ordnung, Einrichtung, Anschaffung seinen Rath und Aufträge ertheilen zu können.

Doch noch hatte die Vorsehung Schwereres über ihn beschlossen. Allmälig wurden die Bewegungen der Zunge mühsamer und schwieriger, sie gehorchte dem Willen nicht mehr und die Töne und Laute wurden so unarticulirt, daß sie nur den alltäglich mit ihm Umgehenden noch einigermaßen verständlich blieben und so wurde der Verkehr mit den Menschen für ihn immer beschränkter, zuletzt fast ganz aufgehoben. Allein es sollte auch die Aufnahme des Aeußern in's Innere großen Theils abgeschnitten werden. Das Licht der Augen begann sich zu verdunkeln,

und nun wurde auch das, was lange Zeit hindurch die Bitterkeit seiner einsamen Stunden wenn auch nicht versüßt, doch weniger fühlbar gemacht hatte, die Lectüre, zur Unmöglichkeit. Und wie ertrug unser viel geprüfte Freund all' dieß Ungemach? Wir wollen die Antwort mit den Worten seines treuen Schwiegersohnes geben, welchem der Anblick täglich, ja stündlich vor Augen stand, da er sich mit der hingebenden Tochter in die Pflege des theuren Vaters getheilt hatte: „Lähmung und Erblindung fesselte ihn an's Zimmer; Vereinsamung wurde sein Loos, „in das er ohne Klage sich fügte; ein hartes Geschick für den Mann, der während sieben Jahr„zehenden so heiter und froh sich bewegt, keine Störung der Gesundheit erfahren hatte. — Ein „ruhiges, fast unmerkliches Einschlafen zahlte der Natur den letzten Tribut." Am 8. März 1861 kurz vor vollendetem 84. Jahre. Angereiht hat er sich, einer der letzten den ihm vorangegangenen Stiftern des Schweizerischen Vereins für Naturwissenschaften, von denen er 20 Jahre vorher gesagt hatte: „Sie sind dorthin gegangen, wohin das Schicksal jeden Sterblichen ruft, „dorthin, wo wir nach den Lehren unsers Glaubens und nach der Stimme unsers Innern „hoffen dürfen, die für das Auge des Sterblichen verhüllten Gesetze des Weltalls zu schauen."

Möchte es dieser Schilderung des Lebens und Wirkens eines zu seiner Zeit weit im Vaterland bekannten Mannes gelungen sein, die Verdienste desselben, dem das keineswegs beneidenswerthe Loos gefallen, schon beim Leben den Augen und damit auch dem Geiste der Zeitgenossen entrückt worden zu sein, wieder in bleibendes Andenken gerufen und in's rechte Licht gesetzt zu haben.

Leicht sei ihm die Erde; denn allerdings schwer hat der Druck des irdischen Ursprungs seiner sterblichen Hülle vor dem Scheiden auf ihm gelastet, so daß man versucht sein könnte, den alten Satz darauf anzuwenden: „Preise den Tag nicht vor dem Abend." Werfen wir aber unsern Blick auf den ganzen langen, wenn auch nicht gerade ereignißreichen Lebenslauf zurück, so darf wohl entschieden dieß verneint werden. Wem das Gestirn des Tages von früh an bis an die Feierstunde so mit mildem, heiterem Schein zum Tagewerk geleuchtet, wer im Laufe dieser Zeit nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kräfte dieselben mit Eifer zur Arbeit so verwendet, und hinwieder die ihm gebotenen Freuden mit Maß so genossen hat, wie Schinz, der darf mit Befriedigung auf die erstere, wird mit Dank auf die zweiten zurückblicken, und mag dann auch die letzte Stunde des Entschlafens etwas länger auf sich warten lassen, man hat in einem solchen Leben den Gleichmuth gewinnen können, ruhig abzuwarten, bis jener Glockenschlag eben ertönt (ausgeblieben ist er noch bei keinem), und als schwere Träume mag das zuletzt Vorgegangene zu betrachten sein, aus denen das Erwachen um so wohlthuender und erquickender ist.